

Rede zum Volkstrauertag 2025 von Julian Reitemann

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,
sehr geehrte Damen und Herren,

„Krieg bedeutet, dass junge Männer sterben und alte Männer reden. Du weißt das. Schenk der Politik keine Achtung.“

Das sagt Odysseus zu Beginn des Trojanischen Krieges – zumindest, wenn man der Hollywood-Verfilmung glauben darf.

Dieser Satz klingt hart. Aber er trifft genau das, was wir vor allem in der neueren Geschichte beobachten können: Entscheidungen fallen oft bei denen, die die

Konsequenzen kaum am eigenen Leib spüren. Die Rechnung bezahlen andere – meist junge Menschen, die mit Hoffnungen, Versprechen und Abenteuerlust in Schlachtfelder und Schützengräber gelockt werden.

Wenn wir auf das 20. Jahrhundert blicken, sehen wir Gesichter, die kaum älter waren als wir.

Im Ersten Weltkrieg wurden ganze Schuljahrgänge fortgetragen – viele von ihnen mit mehr Idealismus als Erfahrung im Kopf. Möglich machten dies die Einflüsse vieler Seiten: Lehrer lehrten die Überlegenheit des deutschen Soldaten, Zeitungen riefen zum Heldentum auf, und Eltern

blickten stolz in die Augen ihrer uniformierten Söhne.

Am Ende stand eine ganze Generation in Reih und Glied – zuerst bei Militärparaden in Anwesenheit des Kaisers, später verängstigt unter Trommelfeuer im Schützengraben und schließlich in Form von Kreuzen in der Champagne, im Elsass und in anderen Teilen Frankreichs.

Diese Grausamkeit fand im Zweiten Weltkrieg ihre noch schrecklichere Steigerung: Jugendorganisationen, Volkssturm, Kindergesichter unter Stahlhelmen. Der Krieg fraß Jahre, Träume, Biografien – und beraubte die Jugend ihrer Zukunft.

Zwar rücken die schrecklichen Geschehnisse mit der Zeit in die Ferne, und die Zahl

der Zeitzeugen schrumpft, doch es wäre zu bequem, die Geschichte in Vitrinen zu sperren und zu sagen: „Das war damals.“

Heute leben wir in einer Welt, die voll von starken Worten und schnellen Gewissheiten ist. Junge Menschen sind darin oft Projektionsfläche – je nach Bedarf und Stimmung.

Mal gelten wir als Generation der Klimaaktivisten und Weltverbesserer, dann wieder als überforderte und antriebsschwache Generation, die angeblich zu wenig leistet und in Studien schlecht abschneidet. Und neuerdings sind wir rechts, kriminell oder demokratiegefährdend.

Zwischen all diesen Etiketten bleibt kaum Raum für das, was wir wirklich sind: Menschen mit unterschiedlichen Haltungen, Hoffnungen und Zukunftsängsten.

Besonders sichtbar wird dieses Muster in den großen Debatten unserer Zeit. Wenn es um globale Herausforderungen geht, wird oft „im Namen der Jugend“ gesprochen – meist von denen, die längst nicht mehr jung sind.

Ähnlich verhält es sich in anderen Fragen: bei der Diskussion um die Rückkehr der Wehrpflicht, bei der Aufnahme massiver Schulden, bei der Gestaltung des Bildungssystems.

Überall dort wird gerne auf die „kommende Generation“ verwiesen – aber selten wird sie tatsächlich beteiligt.

So bleibt die Jugend Gegenstand der Politik – selten ihr Akteur.

Die genannten Beispiele sollen nicht verurteilen, sondern zeigen: Überall dort, wo über Zukunftsfragen entschieden werden, steht die Jugend mit auf dem Spiel – oft, ohne selbst am Tisch zu sitzen.

Wenn wir auf die heutigen Konflikte blicken – auf den Krieg in der Ukraine oder den Kampf um Gaza – sehen wir, wie stark die Macht der Bilder und Worte erneut auf die Jugend wirkt.

Doch sie kommt heute nicht mehr aus staatlichen Propagandastellen, sondern aus Millionen Bildschirmen, aus Kanälen und Netzwerken, die jeder in der Tasche trägt.

Informationen, Meinungen und Emotionen verbreiten sich in Sekunden.

Was früher über Radiosender und Wochenschauen lief, fließt heute ununterbrochen durch Feeds und Timelines.

So kann es geschehen, dass ein junger Mann in Sibirien auf seinem Handy ein verzerrtes Bild der Welt sieht – und wenig später im Donbass kämpft.

Oder dass an deutschen Universitäten Konflikte ausgetragen werden, die tausende Kilometer entfernt begonnen

haben – und junge Menschen gegeneinander aufbringen.

In Deutschland sind es seit 1989 keine staatlichen Apparate mehr, die Gedanken lenken. Doch auch ein freier Markt der Aufmerksamkeit formt Haltungen – nur auf leisere, allgegenwärtige Weise.

Jeder kann senden, jeder will gehört werden. Und wo alles spricht, droht das Eigene zu verstummen.

Die Gefahr liegt heute nicht in der Zensur, sondern im Übermaß – im Strom aus Schlagzeilen, Hashtags und Reels, der kaum noch zwischen Wichtigem und Belanglosem unterscheidet.

So geht verloren, was jede Generation für sich neu erringen muss: die Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Natürlich hat jede Generation ihre Prägung erfahren – durch Eltern, Lehrer, Vorbilder. Ein gewisser Einfluss gehört zur Erziehung, und Orientierung ist nichts Verwerfliches.

Doch die Bedingungen haben sich verändert. Heute ist dieser Einfluss allgegenwärtig.

Viele junge Menschen finden in diesem Dauerrauschen kaum noch Halt.

Sie vergleichen sich ständig, stehen unter Druck, sich zu positionieren – und verlieren dabei oft den inneren Kompass.

Die Folge ist spürbar: Immer mehr junge Menschen fühlen sich erschöpft, orientierungslos, überfordert.

Angst ist dabei zu einer ständigen Begleiterin geworden – Angst vor der Zukunft, vor wirtschaftlichem Stillstand, vor Klimakatastrophen, vor Masseneinwanderung. Jede dieser Ängste ist für sich berechtigt, doch in ihrer Summe lähmen sie.

Ich glaube, eine Stunde ununterbrochener Kurzvideos auf dem Handy richten oft mehr Schaden an als manch langer Vortrag – nicht, weil Information gefährlich wäre, sondern weil sie ohne Einordnung bleibt.

Und wer nie zur Ruhe kommt, kann auch schwerlich zur Einsicht gelangen.

Was also tun? Wie schaffen wir es, dass wir die Jugend nicht zum Spielball werden und uns selbst verlieren?

Wie schaffen wir es zu verhindern, dass junge Männer und Frauen sterben, während Alte reden?

Wer Zukunft will, muss der Jugend Zutrauen schenken.

Bildung spielt dabei eine größere Rolle, als uns manchmal bewusst ist. In Schulen wird zu selten gelehrt, wie man sich ein eigenes Urteil bildet.

Zu oft wird vorgegeben, was richtig sei, statt zu üben, wie man selbst darüber nachdenkt.

Gerade heute, wo Meinungen im Sekundentakt auf uns einprasseln, ist diese Fähigkeit wichtiger denn je.

Wer gelernt hat, sich nicht von jeder Schlagzeile treiben zu lassen, kann auch unterscheiden, was Bestand hat – und was nur Lärm ist.

Doch Wissen allein genügt nicht. Junge Menschen wollen nicht nur verstehen, sie wollen Teil von etwas sein.

Sie wollen gefragt werden, bevor man über sie entscheidet – in der Politik ebenso wie im Alltag.

Dabei bedeutet Beteiligung nicht, dass die Jugend immer recht hat.

Es heißt, dass man ihr zuhört, bevor man urteilt.

Dass man Sorgen nicht abtut, weil sie unbequem sind.

Dass man Kritik nicht sofort in Schubladen steckt – links, rechts, grün oder libertär –, sondern erst einmal versteht, was dahintersteht.

Orte, an denen so etwas gelingt, existieren: im Verein, im Ehrenamt, manchmal auch einfach am Küchentisch.

Überall dort, wo man ernst genommen wird, entsteht Vertrauen.

Eine Gesellschaft, die so mit ihrer Jugend umgeht, ist eine friedliche Gesellschaft. Denn wer die Jugend gewinnt, gewinnt die Zukunft.

Ich möchte mit einem schlichten Gedanken schließen.

Lassen wir die Jugend nicht zum Werkzeug werden – nicht der Angst, nicht der Propaganda, nicht der Bequemlichkeit.

Geben wir ihr die Freiheit, das zu sein, was sie immer war: der Anfang von etwas Neuem, so dass in Zukunft, wenn Alte reden, keine jungen Menschen sterben müssen.

Gedenken wir also der Kinder, Frauen und Männer, die ihr Leben durch Krieg und Gewalt verloren haben.

Wir gedenken derer, die für ihre Überzeugung litten – für Freiheit, für Würde, für das Recht, ihre Stimme zu erheben.

Und wir gedenken jener, die Widerstand leisteten, weil sie nicht schweigen konnten.

Denn unser Leben steht im Zeichen der Hoffnung – auf Versöhnung, auf Freiheit, auf Frieden.

Hier – und überall.